GENDER OPEN REPOSITORIUM

Mediating Queer/_ing Mediality : Argumente für eine identitätskritische Reartikulation des Medialen

Lummerding, Susanne

2013

https://doi.org/10.25595/259

Angenommene Version / accepted version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lummerding, Susanne: *Mediating Queer/_ing Mediality : Argumente für eine identitätskritische Reartikulation des Medialen*, in: Loist, Skadi; Kannengießer, Sigrid; Schumann, Katja; Bleicher, Joan Kristin (Hrsg.): Sexy Media? Gender/Queer-theoretische Analysen in den Medien- und Kommunikationswissenschaften (Bielefeld: transcript, 2013), 207-224. DOI: https://doi.org/10.25595/259.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY NC ND 4.0 Lizenz (Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY NC ND 4.0 License (Attribution - NonCommercial - NoDerivates). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Mediating Queer/_ing Mediality

Argumente für eine identitätskritische Reartikulation des Medialen

Susanne Lummerding

Die Frage, wie Medienwissenschaften und Queer Studies wechselseitig produktiv gemacht werden können, lässt sich keineswegs auf die Medienanalyse bzw. auf die Ebene der Analyse und Kritik konkreter medialer Artikulationen beschränken. Vielmehr ist sie hinsichtlich ihrer theoretischen und politischen Dimensionen bereits auf der Ebene der jeweiligen fundierenden Kategorien und ihrer logischen Prämissen anzusetzen. In diesem Sinn will ich im Folgenden den Fokus auf den Begriff des *Medialen* bzw. der *Medialität* und den Begriff *queer* richten, um nicht nur für eine identitätskritische Neudefinition des Begriffs der Medialität zu plädieren, sondern vor allem eine logisch-politische Argumentation derselben zu formulieren. Relevant wird eine solche Neudefinition von Medialität nicht erst im Zusammenhang aktueller Medienkonstellationen und damit verbundener Re-definitionen von Realität – wenn z. B. Selbstrepräsentationen auf Web-2.0-Plattformen Authentifizierungsstrategien mit einem expliziten Rekurs auf Virtualität bzw. ‚Fake' verknüpfen und sich hier Fragen der Normierung, Normalisierung, Klassifizierung und Visibilität scheinbar neu stellen. Eine Neudefinition ist vielmehr auf einer konstitutiven Ebene der Logik anzusetzen, die gleichermaßen auch für andere Bereiche geltend zu machen ist. Demgemäß geht es mir um die Definition eines Begriffs von Medialität, der nicht Vermittlung oder Mittel meint, sondern die grundsätzliche Vermitteltheit von Realität, die eben nicht an spezifische Medien geknüpft ist, sondern die als (sprach-)logische Bedingtheit Realität konstituiert. Dieser Begriff von Medialität ist für ein Konzept von queer insofern produktiv zu machen, als damit grundsätzlichen hegemoniekritischen Fragen Rechnung zu tragen ist: Wie ist ein je spezifischer Identitätsanspruch mit einem fundamental identitäts*kritischen* Anspruch reflexiv verknüpfbar? Und wie ist unter dieser Voraussetzung politische Handlungsfähigkeit begründbar, und zwar ohne auf vermeintliche Sicherheiten nicht-medialer Art bzw. auf Dichotomien wie z. B. *offline* vs. *online* oder *real* vs. *medial* zu rekurrieren.

Umgekehrt kann ein identitäts- und hegemoniekritisches Konzept von queer theoretisch_politisch entscheidende Impulse für Medien-

wissenschaften bieten. Was dabei zur Debatte steht, ist die Argumentation der Anfechtbarkeit je spezifischer Realitätskonstruktionen und zugleich der Voraussetzungen einer kritischen Re-Artikulation von Realitätskonstruktionen. Eine solche Argumentation, die sich im Sinn einer Identitäts- und Hegemoniekritik auf die konstitutive Funktion von Bedingtheit/Kontingenz beruft – das heißt, Kontingenz als Identität im Sinne einer Entität verunmöglichend *und* zugleich wesentlich ermöglichend ausweist – ist, wie ich zeigen will, weder objektivistisch noch moralisch, sondern sprachlogisch zu begründen.

Um die theoretische und politische Relevanz einer solchen Argumentation zu verdeutlichen, will ich zwei vom Spätsommer 2009 datierende Medienereignisse heranziehen. Sie stehen vordergründig in keinem unmittelbaren Zusammenhang; ihr nahezu zeitgleiches Auftreten verdient jedoch Aufmerksamkeit hinsichtlich eines Problemzusammenhangs, der sich keineswegs auf die Dimension einer zeitlichen Konvergenz beschränken lässt. Beide Beispiele verhandeln (auf der Folie des sportlichen Wettkampfs) auf jeweils unterschiedliche Weise das Thema ‚Betrug' – in Bezug auf Identität – und damit Vorstellungen von Ein-Deutigkeit und Un-Vermitteltheit. Anhand dieser Beispiele will ich einen Begriff von Medialität zur Diskussion stellen, der in einem identitäts- und hegemoniekritischen Sinn entscheidend über Definitionen im Sinn von Codierung/Übertragung/Speicherung in theoretischer wie politischer Hinsicht hinausgeht. Des Weiteren ermöglicht der Begriff, die Frage der Bedingungen des Herstellens von Realität/Identität in den Blick zu nehmen und diese mit der Frage nach der Funktion zu verbinden, die Differenzkategorien wie zum Beispiel ‚Geschlecht' für die Strukturierung von Gesellschaft und Mechanismen der Normalisierung, Normierung und Hierarchisierung erfüllen.

„Die wahre Geschichte einer Siegerin"

Das erste Beispiel, auf das ich mich im Folgenden beziehe, ist die mediale Berichterstattung über einen umstrittenen Sieg beim 800-Meter-Lauf der Frauen im Rahmen der Leichtathletik-WM in Berlin im August 2009: Als die Südafrikanerin Caster Semenya überraschend den 800-Meter-Lauf der Frauen gewann, wurden in sämtlichen Print-, Rundfunk- und Online-Medien umgehend Zweifel an ihrer sexuellen Identität und damit an der Berechtigung ihres Medaillentitels geäußert – Zweifel, die den internationalen Leichtathletikverband (die International Association of Athletics Federations, IAAF) veranlassten, sogenannte ‚Sex-Tests' anzuordnen.[1] (Abb. 1)

1 Während zunächst die öffentliche Bekanntgabe der Testergebnisse für November angekündigt worden war und in diversen Printmedien Gerüchte dazu geschürt wurden, war im Dezember 2009 zu erfahren, dass sich die südafrikanische Regierung und Semenyas Anwälte mit dem Leichtathletik-Weltverband IAAF darauf geeinigt hätten, dass Semenyas WM-Titel anerkannt und die Testergebnisse ver-

Als Begründung für die Zweifel wurden Semenyas „schnelle Leistungssteigerung“ (um acht Sekunden innerhalb eines Jahres), ihre „dunkle/tiefe Stimme“ und ihr „Aussehen“ angeführt, und diese Zweifel in unterschiedlichen Medien durch suggestive Bild-/Textmontagen unterstrichen.

Abb. 1: Zeit online, 21. 8. 2009

WELTMEISTER(IN) CASTER SEMENYA

Athlet oder Athletin?

VON FRANK BACHNER | © ZEIT ONLINE, Tagesspiegel 21.8.2009 - 10:12 Uhr

Diese Leistungssteigerung, die tiefe Stimme, das Aussehen, alles dubios: Der Weltverband will, dass Caster Semenya, Weltmeisterin über 800 Meter, einen Geschlechtstest macht



Caster Semenya nach ihrem Erfolg: Aber ist die 18-Jährige überhaupt eine Frau?
© Olivier Morin/AFP/Getty Images

Quelle:http://www.zeit.de/online/2009/35/mein-lieber-mann; © Zeit online 2009

Mein zweiter Bezugspunkt ist ein Spielfilm, der zeitgleich zur anhaltenden öffentlichen Erregung über den „Fall Semenya“ in den deutschen Kinos Anfang September anlief, und zwar der Film *Berlin ’36* von Kaspar Heidelbach, der „nach einer wahren Begebenheit“ die Geschichte der zu den Olympischen Spielen 1936 in Berlin im Hochsprung der Frauen angetretenen Dora Ratjen thematisiert.[2] (Abb. 2)

Dora Ratjen (im Film aus rechtlichen Gründen als „Maria Ketteler“ bezeichnet), war ‚eigentlich‘ ein Mann, der von der NS-Führung in das deutsche Frauenteam eingeschleust wurde, um einen Sieg der deut-

traulich bleiben sollten. Seit Januar 2010 steht fest, dass Semenya wieder bei Wettbewerben starten wird. Siehe dazu: „Caster Semenya darf WM-Gold von Berlin behalten“ und Winterfeldt (2010).

2 *Berlin ’36. Die wahre Geschichte einer Siegerin* (D 2009), Regie: Kaspar Heidelbach, Drehbuch: Lothar Kurzawa, nach einer Idee von Eric Friedler, Produktion: Gerhard Schmidt, Kamera: Achim Poulheim, Verleih: X-Verleih.

schen Hochspringerin Gretel Bergmann zu verhindern. Als Jüdin war Bergmann von ihrem Verein von der Teilnahme an den Olympischen Spielen ausgeschlossen worden und wurde nach einer Boykottdrohung der USA für den Fall, dass Deutschland keine jüdischen Athlet_innen nominieren würde, zur Rückkehr in den Kader gezwungen – nur um ihr im letzten Moment die Teilnahme zu untersagen.

Abb. 2: Filmplakat: Berlin '36 (D 2009)



Quelle: http://www.berlin36.x-verleih.de/

Bemerkenswert ist, dass im Mittelpunkt des Films – entgegen anderslautender Ankündigungen („Die wahre Geschichte einer Siegerin")[3] – nicht Bergmann steht, der lediglich eine farblose und passive Rolle zugestanden wird, sondern Dora/Heinrich Ratjen (alias Maria Ketteler).[4] Die – unter anderem durch die Heroisierung nicht-jüdischer Protagonist_innen – Rassismus und Antisemitismus verharmlosende und beschönigende Narration, die etwa eine (historisch nicht belegbare) Freundschaft und Solidarität Ratjens gegenüber Bergmann suggeriert (am Ende verfehlt Ketteler/Ratjen drehbuchgemäß absichtlich die Goldmedaille)[5], nimmt auf diese Weise eine Reihe vereindeutigender

3 Siehe dazu auch die offizielle Film-Homepage, die auch Schulunterlagen anbietet, URL: http://www.berlin36.x-verleih.de (Stand: 17. 08.2011).

4 Nachdem Ratjen 1938 bei der Leichtathletik-EM noch mit neuem Weltrekord Europameisterin geworden war, wurden nach einer Anzeige auf der Rückreise von einem Polizeiarzt männliche Genitalien festgestellt, seine Titel und Weltrekorde aberkannt und das Startrecht bei internationalen Wettbewerben entzogen. 1939 nahm Ratjen den Namen Heinrich Ratjen an. Das Ermittlungsverfahren wurde eingestellt, da kein „Tatbestand des Betruges" bzw. keine „Absicht, sich einen Vermögensvorteil zu verschaffen" festgestellt werden konnte. (Vgl. Berg 2009)

5 Die Quellenlage zur Rolle Ratjens und seiner_ihrer Biografie sowie die Frage geplanten Betrugs ist äußerst widersprüchlich und ein Großteil der Belege ist vernichtet. Siehe dazu Berg (2009); auch die Kritik von Utlu (2009).

Setzungen und Zuordnungen vor, die als naturalisierende bzw. moralisierende Versicherungsmechanismen in einer romantisierenden Erzählung fungieren, die am Ende durch Interviewpassagen mit der zum Zeitpunkt des Filmstarts 95-jährigen Gretel Bergmann quasi beglaubigt werden soll. Das heißt: weniger Antisemitismus und Rassismus ist primäres Thema des Films, sondern vielmehr die Idee von Betrug hinsichtlich sexueller Identität (zum Zweck nationalsozialistischer Propaganda).

Abb. 3 und 4: Bild.de, 21.08.2009



Quelle: http://www.bild.de/BILD/sport/leichtathletik-wm-2009-berlin/2009/08/21/ex-trainer-behauptet/800-meter-weltmeisterin-caster-semenya-soll-ein-zwitter-sein.html; © Bild.de 2009

Genau hierin, in der Hervorhebung der Kategorie des ‚Betrugs', ist eine auffällige – wenn auch öffentlich nie thematisierte – Parallele zwischen *Berlin '36* und der medialen Berichterstattung zum so genannten ‚Fall' Caster Semenya zu sehen.[6] Der Verweis auf eine betrügerische, widerrechtliche Tat („hätte nicht antreten dürfen" schreibt *Bild*.de, „Ex-Trainer: Caster Semenya ist ein Zwitter") (Abb. 3) wird durch die Nennung einer Experteninstanz („der Ex-Trainer") beglaubigt und die Einführung Semenyas in der Titelzeile – nicht namentlich, sondern als „Südafrikanerin" – stellt ebenso eine vereindeutigende Zuschreibung als Identität her wie die Konstruktion einer homogenen und

6 Das Ausbleiben einer kritischen Debatte über Strategie und Fokus des Films im Zusammenhang mit der Skandalisierung des ‚Falls Semenya' ist umso bemerkenswerter, als sich zum einen in der Berichterstattung zum ‚Fall Semenya' mehrfach Verweise auf historische Fälle von Zweifeln an der sexuellen Identität einzelner Sportler_innen, u. a. auf die Olympiade 1936, finden und zum anderen *Berlin '36* noch vor dem offiziellen Kinostart im Kulturprogramm der Leichtathletik-WM – d. h. nicht nur zeitgleich zur, sondern auch im unmittelbaren Kontext der Leichtathletik-WM selbst – im Berliner Kulturstadion zu sehen war. (http://www.berlin2009.org/330-0-berlin-36.html [Stand: 20. Februar 2010])

sich kollektiv ‚betrogen' fühlenden Zuschauer-Gemeinschaft („Die Zuschauer fragen sich alle: Ist ein Mann bei den Frauen mitgerannt?" [ebd.]). (Abb. 4)

Wenn also – als ein verbindendes Element dieser Medienereignisse – die Vorstellung des ‚Betrugs' befragt werden soll, so geht es vor allem um eine Analyse der Funktion, die diese Vorstellung theoretisch wie gesellschaftlich-politisch erfüllt. Denn das zeitliche Zusammentreffen der öffentlich-medialen Aufregung über Semenyas WM-Sieg, der Zweifel an ihrer Identität, der Rede von einer Aberkennung ihres WM-Titels, sowie des Kinostarts von *Berlin '36* wirft zum einen die Frage des konstitutiven Ineinandergreifens von Sexuierungs-, Rassisierungs-, Nationalisierungsmechanismen auf und verdient zum anderen genauere Betrachtung hinsichtlich hegemonialer Vorstellungen des Verhältnisses von Identität/Realität und Medialität, sowie der theoretisch-politischen Rolle entsprechender Authentizitäts- und Legitimitätskategorien.

Herstellung von Evidenz und Ein-Deutigkeit

Zunächst ist festzuhalten, dass sich die Einführung sogenannter ‚Sextests' für Frauen im Leistungssport 1968 bei den Olympischen Spielen in Mexico-Stadt[7] (bzw. bei der Leichtathletik-EM in Budapest 1966) allererst gerade der Vorstellung von ‚Betrug' verdankt bzw. der Befürchtung betrügerischer Strategien zur Erlangung von Titeln und Medaillen. Unmittelbarer Anlass für die Einführung der ‚Sextests' war – vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs – die Verdächtigung einer Reihe sowjetischer und anderer, in erster Linie osteuropäischer Athlet_innen, (wissentlich oder unwissentlich) als Mann bei den Wettbewerben der Frauen angetreten zu sein (wie z. B. Tamara und Irina Press). Diese ist allerdings sicher auch im Kontext der – wenn auch zäh vorangehenden – Aufweichung des ursprünglich kompletten Ausschlusses von Frauen von den Olympischen Spielen zu sehen.[8]

7 In diesem Zusammenhang ist zu betonen, dass die Olympischen Spiele von 1968 in vielfacher Hinsicht denkwürdig die Komplexität des Zusammenhangs von Vereindeutigung bzw. vereindeutigender Differenzkonstruktionen, Kontrolle und Gewalt verdeutlicht: und zwar im Zusammentreffen zum einen der Einführung von ‚Sextests', Dopingkontrollen und elektronischer Zeitmessung, zum anderen der blutig niedergeschlagenen Studierendenproteste in Mexico-Stadt kurz vor der Eröffnungsfeier, und nicht zuletzt des Protests der afroamerikanischen 200-Meter-Läufer Tommy Smith und John Carlos gegen die Diskriminierung von Afroamerikaner_innen in den USA, der zum Ausschluss der beiden Leichtathleten und zur Aberkennung ihrer Medaillen durch den IOC-Präsidenten (und NS-Sympatisanten) Avery Brundage führte, der gleichzeitig die Massaker an den Protestierenden wenige Tage zuvor leugnete (Vgl. Churchill/Hacker/Humphrey 1983).

8 Noch 1952 schlug IOC-Präsident Avery Brundage – ganz im Sinn des Begründers der ersten Olympischen Spiele der Neuzeit, Pierre de Coubertin, der die Wiederbegründung der antiken Festspiele in Olympia 1894 als zeremonielle Feier

Nachdem sogenannte ‚Sextests' bis 1967 optisch bzw. physisch definiert waren, d.h. durch Anschauen und Abtasten durch ein Ärzt_innen-Team, wurden – nach Protesten beim IOC gegen diese herabwürdigende Behandlung – ab 1967 Chromosomen-Tests und in den 1970er Jahren DNA-Tests angewendet. Diese wurden ab 1992 aber nicht mehr generell, sondern nur mehr in Einzel- bzw. Zweifelsfällen durchgeführt – was weniger der Fragwürdigkeit der Tests als dem finanziellen Aufwand geschuldet ist. De facto sind visuelle Überprüfungen aber nach wie vor Bestandteil regulärer, auf nationaler Ebene durchgeführter Gesundheits-Checks und Doping-Kontrollen. Dopingkontrollen und „Sextests" sind also, erstens, im Zusammenhang der Beteiligung von Frauen an prestigeträchtigen Hochleistungssportereignissen zu sehen und, zweitens, nicht zu trennen von der Funktion binär definierter Kategorien sexueller Identität und Eindeutigkeit für die gesellschaftliche Segregierung von Subjekten entlang der Kategorien Macht und Reproduktion. Diese Segregation ist auch vor dem Hintergrund einer Genealogie entsprechender Körper- und Gemeinschaftsideale und der damit verbundenen gesellschaftlichen Funktionen zu sehen. Wenn etwa nationalsozialistische Propaganda für den Frauensport 1936 die ‚Ertüchtigung zum Beruf Mutter' in Hinblick auf eine ‚Wehrhaftmachung des deutschen Volks' betonte (vgl. Welzel 2000), so griff sie ihrerseits damit Ideale des ‚gesunden Volkskörpers' auf, die bereits in der Zeit der Weimarer Republik bzw. schon im 19. Jahrhunderts propagiert worden war.[9] Auch wenn sich Genderkonstruktionen gegenüber der Zeit des Nationalsozialismus bzw. dem 19. Jahrhundert bis heute verändert haben mögen, so wird auch angesichts aktueller dominierender Repräsentationsschemata unübersehbar deutlich, dass die Strukturierung von Gesellschaft und Macht nach wie vor maßgeblich über die Formulierung vereindeutigender gegenderter und rassisierender Positionen und klarer Grenzlinien erfolgt.[10]

---

männlichen Athletentums propagierte – erneut vor, die Frauenwettbewerbe abzuschaffen. Und noch im Juli 2009 wurde eine Klage von 15 Skispringerinnen aus fünf Ländern wegen Diskriminierung von einem Gericht in Vancouver, dem Austragungsort der Winterspiele 2010, abgelehnt, mit Verweis auf die Oberhoheit des IOC. Erst im April 2011 bestätige das IOC den Antrag zur Aufnahme des Damenskispringens für die Olympische Winterspiele 2014 (vgl. Ries 2011).

9 Maßgeblich für diesbezügliche – völkische – Ideale einer neuen deutschen Turnbewegung der Weimarer Republik waren die Ideen des Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852), wie sie etwa auch die Deutsche Frauen-Turn- und Sport-Zeitung (seit 1897) verbreitete und die von den Nationalsozialisten in den 1930er Jahren nahtlos übernommen wurden (Welzel 2000).

10 Wie heiß umkämpft entsprechende Möglichkeiten der Positionierung sind, zeigt u. a. die unterschiedliche Behandlung ‚männlicher' und ‚nicht-männlicher' Sportler_innen und eine entsprechende Medienpräsenz und Berichterstattung – z. B. eine demütigende bzw. ignorante Sportberichterstattung, unterschiedliche Honorierung, diskriminierende Bekleidungszwänge, gegenderte Werbeverträge für je spezifische Produktsorten (assoziiert mit je unterschiedlich hoher/niedrigem gesellschaftlich-kulturellen Kapital) je nach ‚Geschlecht'.

Im Leistungssport, als paradigmatischem Feld binär codierter sexueller Segregation, scheint sich allerdings seit den ausschließlich Männern vorbehaltenen ersten Olympischen Spielen der Neuzeit vor 120 Jahren – anders als die öffentlichen Spekulationen um Caster Semenyas Identität vermuten lassen – doch einiges geändert zu haben; so hat es den Anschein. Denn die IAAF-Richtlinien[11] lassen zunächst darauf schließen, dass die Feststellung von ‚Geschlecht' nicht mehr als simple Verifizierung eines eindeutigen Sachverhalts verstanden wird, sondern als komplexe Verknüpfung von Evidenzproduktionen auf unterschiedlichen Ebenen, deren Kriterien (physischer, psychischer, phänotypischer, sozialer, chromosomaler, hormoneller, genetischer Definition) der Interpretation bedürfen, sich immer wieder als unzuverlässig erweisen und kaum jemals zu einem übereinstimmenden Ergebnis führen. Die Konsequenz aus dieser Entwicklung ist, dass nicht nur zunehmend transsexuelle Sportler_innen zu den Olympischen Spielen zugelassen werden, sondern auch Sportler_innen, die spezifische Varianten von Intersexualität aufweisen – und zwar solche Varianten, die – wie z. B. das sogenannte ‚Androgen-Insensitivitäts-Syndrom' (‚weiblicher Phänotyp' trotz XY-Chromosomensatz), das ‚Turner-Syndrom' (nur ein Chromosom statt zwei) oder das ‚Androgenital-Syndrom' (‚männliche' Hormonproduktion trotz XX-Chromosomensatz) – eine Rechtfertigung der Annahme bieten, dass diese Personen keinen Wettkampfvorteil gegenüber augenscheinlich eindeutig ‚weiblichen' Sportler_innen haben (etwa aufgrund höheren Testosteronspiegels, Muskelbildung etc.).[12]

Ein Zusatz in der IAAF Policy of Gender Verification[13] besagt zudem, dass transsexuelle und bestimmte intersexuelle Bewerber_innen zwar zugelassen werden, aber nur unter der Bedingung, dass sämtliche Prozesse eines Sex Reassignment (Geschlechtsumwandlung) – chirurgische, hormonelle, rechtliche und psychische – ‚nachweislich' ‚abgeschlossen' sind und mindestens zwei Jahre zurückliegen, dass also ‚Sicherheit' und ‚Eindeutigkeit' eines von zwei Geschlechtern in jedem Fall beglaubigt verifizierbar ist. Diese Regelungen weisen darauf hin, dass zwar auch im Leistungssport – notgedrungen – die Vorstellung von Geschlecht als eindeutig gegebenem Sachverhalt zugunsten eines komplexeren Verständnisses aufgegeben wurde, dass aber nichtsdestotrotz – genauer: nun umso mehr – gerade die Herstellung

11 International Association of Athletics Federations: IAAF Policy of Gender Verification, URL: http://www.iaaf.org/medical/manual/index.html (Stand: 20.01.2010).

12 Nicht immer aber wird diese Regelung umgesetzt, wie z. B. die Aberkennung der Silbermedaille der indischen 800-Meter-Läuferin Santhi Soundarajan 2006 zeigt, nachdem bei ihr ein Y-Chromosom festgestellt wurde. Soundarajan unternahm in der Folge einen Selbstmordversuch.

13 „Sex Reassignment—IOC Consensus Statement" (IAAF Medical and Anti-Doping Website, Chapter 13, Special Issues of Women Athletes, Gender Verification and Sex Reassignment Policy. URL: http://www.iaaf.org/medical/manual/index.html [Stand: 20.01.2010]).

von Ein-deutigkeit zum obersten Ziel wird.[14] Das heißt, die Frage des ‚Betrugs' bezieht sich auf mehr als nur den sportlichen Wettkampf: Sie ist vor allem deshalb so emotionsbeladen und skandalisierend, weil es um Identität als Kategorie geht, die Verlässlichkeit und Sicherheit bieten soll – und zwar immer schon unumgänglich auch um die jeweils eigene Identität, die jeweils eigene Subjektposition und um Definitionen von Gemeinschaft und Gesellschaft.

„Schön, scharf und schnell" – Versicherungsstrategien und Bild-Politik

Die Virulenz der Vorstellung von Verlässlichkeit und Sicherheit von Identität und Realität manifestiert sich nicht nur in den IAAF-Richtlinien, sondern z. B. auch im Ineinandergreifen von Fotomaterial und Headlines in der Medienberichterstattung zum ‚Fall Semenya', die eine dichotome Konstruktion von Täuschung versus Wahrheit/Eigentlichkeit transportiert. Strafrechtlich-kriminologische bzw. inkriminierende und moralisierende Termini – wie Betrug, Verdacht, Dunkelziffer, Enttarnung, Anklage, Gewissen etc. – generieren und stützen dabei rassistisch, nationalistisch und sexistisch zugespitzte heteronormative Phantasmen von Eindeutigkeit, Wahrheit und Legitimität. Die Artikel zum ‚Fall Semenya' werden etwa von der Online-Ausgabe der Bild-Zeitung mit einer so genannten „Fotogalerie" kombiniert, um auch auf einer visuellen Ebene Definitionen von Norm und Abweichung zu setzen. (Abb. 5–6)

Dem „Skandal" und „undurchsichtigen Fall", in dem ein „schlimmer Verdacht" durch „ungenannte Informanten" Bestätigung zu finden scheint, werden in der Bild-Fotogalerie unter dem Titel „Erfolgreich und sexy – die schönsten Athletinnen der WM" Fotos von Sportlerinnen gegenübergestellt, untertitelt durch Bildunterschriften wie: „Von der sexy Russin würden sicher viele Männer gerne einen (Luft)Kuss bekommen" bis hin zu: „Schön, scharf und schnell [...] zog sich schon für die September-Ausgabe des Playboys aus." (Bild.de, 21.08.2009) Derartige Gegenüberstellungen von Konstruktionen „skandalöser" Abweichung gegenüber einer solchen Norm sind – als jeweils unterschiedliche Konstruktionen eines ‚Anderen' gegenüber einer Norm-Identität, die in erster Linie weiß, männlich und heterosexuell definiert ist – vergleichbar jener etwa in aktuellen TV-(Krimi) Serien-, Reality- oder Castingformaten beobachtbaren norm-stabilisierenden Funktionalisierung transgressiver Identitätspositionen, durch

14 Dass dies nicht allein mit dem Aspekt des Leistungsvorteils begründet werden kann, zeigt schon allein der Umstand, dass auch innerhalb der als ‚Männer'- oder ‚Frauen'-Teams titulierten Kategorien niemals – auch zuweilen noch so drastische – Unterschiede in Körpergröße, Beinlänge, Muskelmasse o. ä. in Bezug auf mögliche Disqualifizierung thematisiert werden.

deren Exotisierung, Skandalisierung, Kriminalisierung oder Ridikulisierung in erster Linie die vorgebliche Ein-deutigkeit bedrohter Norm-Identitäten und entsprechende Idealvorstellungen homogener Gemeinschaften abgesichert werden sollen.[15]

Abb. 5 und 6: Bild.de, 21.08.2009



Quelle: http://www.bild.de/BILD/sport/leichtathletik-wm-2009-berlin/2009/08/21/ex-trainer-behauptet/800-meter-weltmeisterin-caster-semenya-soll-ein-zwitter-sein.html; © Bild.de 2009

Der Konstruktcharakter der Kohärenz dieser Gemeinschaften bzw. Identitäten erweist sich daran, dass diese nicht nur auf die Konstruktion der Alterität eines ‚Außen' angewiesen sind, sondern sich zudem in vielschichtigen wie auch widersprüchlichen Differenzierungsprozessen laufend neu konstituieren und somit auch aus diesem Grund notwendig inkohärent und prekär sind. Die Selbstverständlichkeit, mit der sowohl der Film *Berlin '36* als auch die Debatte um Caster Semenya die Frage von ‚Betrug' in den Mittelpunkt rücken, und mit der genau dieser Fokus auf ‚Betrug' in der öffentlichen/medialen Debatte gänzlich unhinterfragt blieb, zeigt unter anderem, dass es in der Auseinandersetzung mit Repräsentation/Konstruktionen von Gender vor allem um die Funktion dieser Konstruktionen für die Etablierung und Stabilisierung spezifischer gesellschaftlicher, politischer, geografischer, nationaler, rassisierender, moralisierender Differenzierungen und Grenzziehungen geht, über die Konstruktionen von Andersheit und Eigentlichkeit, Selbst und Gemeinschaft – also gesellschaftlicher Realität – unaufhörlich neu hergestellt werden.

15 Vgl. die Beiträge von Joan K. Bleicher und Jan Pinseler in diesem Band.

Naturalisierung und Klassifizierung

In diesem Zusammenhang sind nicht zuletzt auch dominierende Definitionen von *Sport* (als Phänomen der Neuzeit) auf ihre Funktion für die Definition und Aufrechterhaltung spezifischer – sexuell, ethnisch, national, geografisch, ökonomisch, moralisch und religiös codierter – Ideale von Gemeinschaft/Gesellschaft hin zu befragen. Nicht nur historische Veränderungen im Verständnis von Sport – von der ursprünglichen Bedeutung als Spiel und Zerstreuung bis hin zum im Zuge der Industrialisierung, sozialer Segregation und Nationenbildung aufkommenden Rekord-, Leistungs- und Konkurrenzprinzip und zur Etablierung eines reglementierten und später kommerzialisierten internationalen Wettkampfbetriebs im 19. Jahrhundert – sondern vor allem die Parameter selbst, auf die sich die Ideen von Wettkampf und Leistung sowie davon abgeleitete Definitionen von Fairness beziehen, verdienen eine kritische Betrachtung. Nicht nur konkrete Auseinandersetzungen wie z. B. der Disput um Definitionen von „Männlichkeit" und „zu femininem" Laufstil im Eiskunstlauf der Männer bei den Olympischen Winterspielen in Vancouver 2010 (gegenüber einem, der als „sauber, stark, männlich und mächtig" qualifiziert wird) und daraus kausal abgeleitete Zuschreibungen von Homo- bzw. Heterosexualität,[16] sind hier also interessant. Bereits das olympische Prinzip des „schneller, höher, stärker/weiter" (*citius, altius, fortius*) verdient hinsichtlich seiner Interdependenz zu gesellschaftlich dominierenden Biologismen eine genauere Betrachtung. Denn wenn etwa dem 100-Meter-Lauf der Männer der höchste Status in Verhältnis zu anderen Disziplinen zugeschrieben wird und für die Dauer des 100 Meter-Laufs der Männer alle anderen gleichzeitig im Olympiastadion stattfindenden Wettbewerbe ausgesetzt werden, um die Aufmerksamkeit des Publikums und der Live-Berichterstattung auf den 100-Meter-Lauf zu fokussieren, so ist dies in erster Linie damit erklärbar, dass sich auf der Basis der äußersten Leistungsfähigkeit und Belastbarkeit des physischen, ‚natürlichen' Körpers im Paradigma ‚natürlicher' Bewegung schlechthin, im Laufen, die effektivste Begründung biologistischer Annahmen wie z. B. ‚natürlicher' Geschlechterdifferenzen als unhinterfragbare ‚Gegebenheiten'[17] anzubieten scheint und die Basis

16 So der kanadische Eiskunstläufer Elvis Stojko über den russischen Eiskunstläufer Jewgeni Pluschenko, der Vierfachsprünge als ‚männlich' konnotiertes Standardkriterium forderte und weit vor Johnny Weir (USA) platziert wurde, der divenhaft im rosa-schwarzen Mieder eine künstlerisch-tänzerisch wesentlich anspruchsvollere Choreografie lief. (So zu lesen gewesen im Newsticker der *Süddeutschen Zeitung* vom 15.02.2010, http://newsticker.sueddeutsche.de/list/id/931074 [Stand: 20.02.2010]). Dass Weir aufgrund seines Stils im australischen Fernsehen als homosexuell bezeichnet und damit als ‚anders' gegenüber einer angenommenen Norm definiert wurde, zeigt, wie bedrohlich sein Auftreten für ebendiese Norm schien (vgl. CBSNews 2010).

17 Vorgeblich unabhängig von Differenzen in Training, Sozialisation und Genealogien spezifischer Kulturtechniken und gesellschaftlich-kultureller Segregierung.

für die Naturalisierung und Legitimierung gesellschaftlicher Hierarchien und Machtverhältnisse bietet.

Wie sehr die Interdependenz essenzialistischer und biologistischer Paradigmen von Identität/Gesellschaft und der Definition und Funktion von Sport auch immer schon der Legitimierung von Kolonialismus und Rassismus dient, zeigen auch die Winterspiele von Vancouver und Whistler 2010, deren Veranstalter_innen bestrebt waren, u.a. durch ein Kooperationsabkommen zwischen VANOC, der kanadischen Tourismusbehörde CTC und vier indigenen Stämmen ein ungetrübtes Image von intakter Natur, glücklichen Ureinwohner_innen und freundlichen „Mounties“[18] aufrechtzuerhalten. Die indigene Bevölkerung Kanadas war demzufolge offiziell in die Ausrichtung der Spiele eingebunden, was sich in erster Linie darin manifestiert, dass das Kooperationsabkommen die Aneignung früherer Siedlungsgebiete legitimieren soll und sie durch pseudofolkloristische Darbietungen im Rahmenprogramm der Olympischen Spiele repräsentiert sind. Dass das offizielle Bild der kanadischen Ureinwohner_innen (allein im Westen Kanadas leben mehr als 200 ethnische Gruppen) dabei de facto durch vier (Salish)Gruppen repräsentiert wird, die als die „vier gastgebenden Erstnationen“ (Four Host First Nations) alle anderen vertreten sollen, wird öffentlich ebenso ausgeblendet wie die bereits seit Jahren stattfindenden Proteste (vor allem der indigenen Bevölkerung) gegen die Auswirkungen von Immobilienspekulation, öffentlicher Verschuldung und korporativen Interessen im Zusammenhang der Olympischen Spiele, die die Zwangsumsiedlung tausender Personen, den dramatischen Anstieg der Obdachlosigkeit in Vancouver, Menschen/Kinderhandel, Einschränkung von Grundrechten, Landraub und Umweltschäden auf indigenem Territorium umfassen und vor allem Indigene betreffen. Was daran deutlich wird, ist unter anderem, dass sich hegemoniale Diskurse der Repräsentation bzw. Vertretung zum einen auf vereindeutigende Differenzkonstruktionen stützen, zum anderen aber keineswegs ein-deutig definier- und abgrenzbaren Positionen von Dominanz oder Subalternität bzw. ausschließlicher Verantwortung zuordenbar sind (vgl. Young 2007). Differenzkonstruktionen können daher niemals etwas anders als interessengeleitete und temporäre Konstrukte sein, die nichtsdestotrotz materielle (im äußersten Fall fatale) Effekte generieren.

Die entscheidende Frage ist hier jene von Wahrnehmungsmöglichkeiten, die an einen radikalen Begriff von Vermitteltheit zu knüpfen ist. Dabei geht es nicht nur um Modi der Repräsentation, sondern vor allem um die Frage, auf welcher Basis allererst Differenz (und damit Identität) als Realität hergestellt wird, und in diesem Sinn um Bedingungen und um Konsequenzen von Wahrnehmung – d.h., um eine Untersuchung von Denkmöglichkeiten und damit der Möglichkeitsbedingungen der Konstruktion von Wirklichkeit. Eine entsprechende

18 Vertreter der Royal Canadian Mounted Police.

Repräsentationskritik, die Wahrnehmung und Repräsentation nicht als deskriptives Feststellen bzw. Ab-bilden, sondern – als Herstellen von Realität begreift, als Prozess, der vor allem nie neutral sein kann, sondern immer schon durch Interessen und Machtverhältnisse geprägt ist, ermöglicht, eine Analyse der Herstellungsbedingungen von Wahrnehmung (und Repräsentation) auf zwei Ebenen anzusetzen – nämlich sowohl auf einer sozio-symbolischen Ebene der Artikulation, (d.h. je spezifischer Kontextualisierungen und Verweisstrukturen), als auch auf der Ebene der Artikulationslogik (vgl. Lummerding 2009a).

Sprachlogik, Medialität und die Funktion des Politischen

Die Berücksichtigung der Ebene der Artikulations- bzw. Sprachlogik erlaubt zu verstehen und zu begründen, weshalb die Notwendigkeit der Konstruktion von Alterität als solcher – also eines Differenzierungsvorgangs – für die Herstellung von Bedeutung/Identität/Realität jegliche Versicherung durch eine vermeintlich außersprachliche Referenz (wie z.B. ‚Natur') ausschließt und somit die Basis für eine Anfechtbarkeit je konkreter Realitätskonstruktionen bietet. Die Berücksichtigung der konstituierenden Funktion von Differenzierung, d.h. der Herstellung von Alterität, erlaubt die kritische Analyse der Mechanismen der Naturalisierung je konkreter Differenzkonstruktionen und vor allem ihrer Funktion für die Legitimierung und Absicherung anderer Identitätskategorien und Machtrelationen. Damit wird auch deutlich, dass sexuelle Differenzierung und binär definierte Genderkonstruktionen weder von anderen Differenzkonstruktionen klar trennbar, noch als ein-deutige, klar umgrenzte Kategorien zu analysieren sind, sondern als einander bedingende, als wechselseitige Relationalität nicht-terminierbarer Differenzierungsprozesse zu verstehen sind.

Eine in diesem Sinn sprachlogisch argumentierte analytische Verknüpfung der Konzepte Medialität und queer (bzw. entsprechender medientheoretischer und identitätskritischer Ansätze) bietet hier einen Ansatzpunkt für die Beantwortung der Frage, wie Medienwissenschaften (auch politisch) operieren bzw. Kritik an je spezifischen Realitätskonstruktionen (und zwar über einen bloßen Verweis auf Konstruiertheit hinausgehend) argumentativ ermöglichen können, ohne sich auf Garantien bzw. Referenzen, die etwa ‚nicht-medialer' Natur wären (quasi ‚Unvermitteltes'), zu berufen bzw. berufen zu können. Wenn mit dem Konzept queer der Anspruch nicht nur einer Identitätskritik zu verknüpfen ist, sondern vor allem einer Kritik eines Denkens in absoluten und eindeutig umgrenzten Größen – und queer in diesem Sinn keineswegs auf Fragen der sexuellen Identität, der Sexualität oder auf eine Kritik von Heteronormativität im Sinn von Sex und Gender reduzierbar ist, sondern jegliche Konstruktion von Bedeutung und damit Realität betreffen – so knüpft sich an eine kritische

Neudefinition des Begriffs der Medialität, wie ich sie hier vorschlagen will, ein vergleichbarer Anspruch: Medialität meint in diesem Sinn nicht ein ‚Dazwischen' oder ‚Mittel', und auch nicht eine Vermitteltheit, die an spezifische Medien geknüpft wäre, aber auch nicht bloß eine Vermitteltheit, bedingt durch je konkrete Setzungen – z. B. ökonomische, sexuelle oder moralische Normierungen oder rassifizierende, gegenderte Zuschreibungen, die Vorstellungen einer moralisch aufgeladenen ‚Eigentlichkeit' absichern, sondern eine Vermitteltheit, die logisch bzw. sprach-logisch bedingt ist – das heißt, Vermitteltheit bzw. Medialität meint hier nicht die Ver-mittlung bzw. Übermittlung von ‚Etwas', sondern die logische Bedingtheit von dessen Herstellung. Sprachlogik meint also nicht einfach Sprechen, Text oder Schrift, sondern vor allem die Unmöglichkeit un-be-deutender Wahrnehmung.[19] Es geht mir damit gerade nicht um einen bloßen Verweis auf Konstruiertheit oder je konkrete/spezifische Formen medialer Vermitteltheit, sondern vielmehr um die Frage, weshalb Wahrnehmung nicht anders als be-deutend möglich – und damit grundsätzlich kontingent ist, also unmöglich jemals un-vermittelt sein kann – und welche theoretischen und politischen Konsequenzen daraus zu ziehen sind.

Auf Bedingtheit zu verweisen hat somit nichts mit Relativismus oder Fatalismus zu tun, sondern ist ein Hinweis auf die (sprachlogisch bedingte) Notwendigkeit von Differenzierung für die Herstellung von Bedeutung und damit Realität – und darauf, dass diese Notwendigkeit als solche noch keine spezifische Form der differenziellen Setzung festlegt oder je rechtfertigt (vgl. Lummerding 2005, S. 137–148, 159–180; Lummerding 2007). Für die Frage, wie ein identitätskritischer Anspruch im Sinne von agency mit der Option einer Subjektposition, also mit einem Identitätsanspruch verknüpfbar wäre, ist gerade dies ein entscheidender Ansatz. Denn damit wird argumentierbar, weshalb Identität Folge und nicht Grundlage einer Differenzierung ist – und weshalb jede Realitätskonstruktion – also auch jedwede gesellschaftliche Normierung und Grenzziehung – jeglicher außersprachlicher Legitimierung entbehrt, daher niemals etwas anderes sein kann als das temporäre Resultat bedingter Setzungen, d. h. hegemonialer Ausverhandlungen – und genau aus diesem Grund anfechtbar ist.

Die Relevanz einer Verknüpfung dieser Definition von Medialität als realitäts-konstituierende Vermitteltheit – die Medialität eben nicht als Gegenpol, sondern Grundlage von Realität versteht – mit einem Konzept von queer als Kritik an der identitätslogischen Idee von Diskretheit bzw. Ein-deutigkeit ist also in der Anfechtbarkeit je konkreter Realitätskonstruktionen zu sehen, die auf diese Weise eben nicht etwa

19 In einer Auseinandersetzung um das Verhältnis von Wahrnehmung, Wirklichkeit, Wissen, Subjekt und Gesellschaft sind in diesem Sinn jegliche visuelle Kulturen als realitätserzeugende Diskursproduktion – Bilder also keineswegs als komplementärer Gegenpol zu Sprache – zu verstehen. Siehe dazu ausführlicher Lummerding (2005), S. 255–274.

moralisch oder objektivistisch argumentiert wird, sondern sprachlogisch (vgl. Lummerding 2009b). Damit ist insofern ein entscheidendes Argument gegen jedwede Diskriminierung formulierbar, als dass Differenzierung als solche zwar unumgänglich, je spezifische Differenzkonstruktionen hingegen als grundsätzlich verhandelbar begreifbar werden.

So wie die Un-umgänglichkeit der Herstellung (von Bedeutung/Identität bzw. je spezifischer Realitätskonstruktionen) zugleich die Unmöglichkeit von deren ver-ein-deutigender Fixierung bedeutet, so ist die Basis für Anfechtbarkeit (von Realitätskonstruktionen) zugleich die Möglichkeitsbedingung für Re-artikulationen. Das heißt, das Moment der Unmöglichkeit (von Vereindeutigung und Fixierung) stellt nicht nur die Basis für Anfechtbarkeit dar, sondern vor allem eine ermöglichende Funktion. Genau dies gilt es für eine identitäts- und medienkritische Praxis produktiv zu machen, was für kritische Medienwissenschaften bedeutet, den damit argumentierten Spielraum für Ausverhandlungsprozesse für die Herstellung von Realität nicht nur wahrzunehmen – und damit eine dezidiert politische Funktion wahrzunehmen – sondern auch offen zu halten.

Literatur

Berg, Stefan (2009): Die wahre Dora. In: Der Spiegel 38, S. 150–154. URL: http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-66886636.html (Stand: 17.08.2011).

Caster Semenya darf WM-Gold von Berlin behalten. In: Welt Online vom 19. November 2009. URL: http://www.welt.de/sport/article5265834/Caster-Semenya-darf-WM-Gold-von-Berlin-behalten.html (Stand: 17.08.2011).

CBSNews (2010): TV Comments about Weir Called 'Homophobic'. In: CBS News vom 23. Februar 2010. URL: http://www.cbsnews.com/stories/2010/02/23/sportsline/main6235394.shtml (Stand: 17.08.2011).

Churchill, James E., Jr./Hacker, Jeff/Humphrey, Edward (Hg.) (1983): Pursuit of Excellence. The Olympic Story. Danbury, CT: Grolier Enterprises.

Ex-Trainer: Caster Semenya ist ein Zwitter. In: Bild.de vom 21. August 2009. URL: http://www.bild.de/sport/leichtathletik-wm-2009-berlin/trainer/800-meter-weltmeisterin-caster-semenya-soll-ein-zwitter-sein-9476460.bild.html (Stand: 17.08.2011).

Lummerding, Susanne (2005): Agency@? Cyber-Diskurse, Subjektkonstituierung und Handlungsfähigkeit im Feld des Politischen. Wien: Böhlau.

Lummerding, Susanne (2007): Sex revisited. Geschlecht versus Bedeutung. In: Irene Dölling/Dorothea Dornhof/Karin Esders/Corinna Genschel/Sabine Hark (Hg.): Transformationen von Wissen,

Mensch und Geschlecht. Transdisziplinäre Interventionen. Königstein/Taunus: Helmer, S. 224–235.

Lummerding, Susanne (2009 a): Von U nach B oder: B(w) ist immer schon U(bw). Zur Medialität von Binärstrukturen. In: Christina von Braun/Dorothea Dornhof/Eva Johach (Hg.): Das Unbewusste. Über das Verhältnis von Wissen und Geschlecht. Bielefeld: transcript, S. 301–316.

Lummerding, Susanne (2009 b): Mehr-Genießen: Von nichts kommt etwas. Das Reale, das politische und die Produktionsbedingungen – zur Produktivität einer Unmöglichkeit. In: Barbara Paul/Johanna Schaffer (Hg.): Mehr(wert) queer. Visuelle Kultur, Kunst und Gender-Politiken = Queer Added (Value): Visual Culture, Art, and Gender Politics. Bielefeld: transcript, S. 199–210.

Ries, Marco (2011): Offiziell: Damenskispringen wird olympisch. In: Skijumping vom 06. April 2011. URL: http://www.skijumping.de/news,id1087,offiziell_damenskispringen_wird_olympisch.html (Stand: 05.09.2011).

(rpo) (2006): Kurzprogramm Herren. Eiskunstläufer Lindemann nur auf Rang 20. In: RP Online, 15. Februar 2006. URL: http://www.rp-online.de/sport/specials/Eiskunstlaeufer-Lindemann-nur-auf-Rang-20_aid_238631.html (Stand: 17.08.2011).

Utlu, Deniz (2009): Berlin '36. In: critic.de, 30. Juli 2009. URL: http://www.critic.de/film/berlin-36-1771/ (Stand: 17.08.2011).

Welzel, Petra (2000): Sextest. Olympias ‚schöne' Töchter. In: Der Freitag, 15. September 2000. URL: http://www.freitag.de/2000/38/00381801.htm (Stand: 17. 08.2011).

Winterfeldt, Jörg (2010): Weltmeisterin Caster Semenya darf wieder starten. In: Welt Online, 13. Januar 2010. URL: http://www.welt.de/sport/article5834428/Weltmeisterin-Caster-Semenya-darf-wieder-starten.html (Stand: 17.08.2011).

Young, Iris Marion (2007): Responsibility, Social Connection,and Global Labour Justice. In: Global Challenges. War, Self-Determination, and Responsibility for Justice. Cambridge: Polity, S. 159–186.